

Arno Ruoff Schwäbische Mundartforschung – Ludwig-Uhland-Preis 1999*

Ich danke Ihnen, Herzog Carl, sehr herzlich für die Verleihung des Ludwig-Uhland-Preises! Ich empfinde diese hohe Ehrung als Krönung meines wissenschaftlichen Lebens. Mein großer Dank gilt auch den Juroren des Preisgerichts, für ihre Mühe – und für ihre Entscheidung!

Ihnen, Königliche Hoheit, möchte ich außer für den Preis auch für das königliche Ambiente seiner Verleihung besonders danken (nicht jedem Preis ist das beschieden!) und für die Einladung so vieler Menschen, die mir nahe stehen und die wieder zu sehen mir eine herzliche Freude ist – und vieler anderer Persönlichkeiten, denen ich ohne diesen Anlass womöglich nie im Leben begegnet wäre.

Und ich habe Ihnen, Herzog Carl, noch etwas anderes zu verdanken, nämlich dass mir eine Laudatio zuteil wurde! Es zählt ja zu den ganz seltenen Glücksfällen im menschlichen Leben, dass man sein geheimes Eigenlob aus berufenem Munde öffentlich bestätigt bekommt. Meistens hört man eine Laudatio erst, wenn man sie selber nicht mehr hört und die Angehörigen sagen: «Wenn er doch das noch hätte erleben dürfen!» Aber eben das Erlebenkönnen ist bei diesem Ereignis so rar und darum so köstlich.

Lieber Herr Besch, Sie haben mir eine sehr warmherzige und überaus wohlmeinende Lobrede gewidmet. Eine Laudatio zu halten ist schwer, eine Laudatio zu erhalten noch schwerer. Was soll man da anderes sagen als: «Herzlichen Dank!» Sie haben darin auch – und das freut mich besonders – der Vielen gedacht, ohne deren Zutun unsere Arbeiten gar nicht möglich gewesen wären. Ich habe hier in erster Linie Eberhard Zwirner zu nennen, dessen Initiative zur umfassenden Tonbanderhebung des gesprochenen Deutsch die Grundvoraussetzung unserer Forschungen bildete. Professor Zwirner verfolgte mit seinem Deutschen Spracharchiv Ziele, die dialektologisches Neuland erschließen sollten, etwa durch die Erforschung der Sprachmelodie. Ich verdanke seiner Liberalität und seiner Begeisterungsfähigkeit für neue, ihm einleuchtende wissenschaftliche Ideen, dass er mir erlaubte, seinem Forschungsplan einen eigenen zur Seite zu stellen.



Dr. Arno Ruoff bei seiner Ansprache im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses.

Im Jahre 1955 reisten Hermann Bausinger und ich zum ersten Mal miteinander zu Tonbandaufnahmen durchs Land. Im Verlauf unserer Fahrten entwickelten wir Überlegungen zu dem Forschungsplan, den ich später in meiner *Tübinger Außenstelle des Deutschen Spracharchivs*, der nachmaligen *Tübinger Arbeitsstelle «Sprache in Südwestdeutschland»* (der neue Name ermöglichte die Beibehaltung des Institutskürzels TA) verwirklichen konnte. Hermann Bausinger hat unsere Arbeiten durch alle Jahrzehnte mit Rat und Tat begleitet und unterstützt, zuletzt

* Dankrede des Preisträgers, gehalten am 26. April 1999 im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses. Den Ludwig-Uhland-Preis stiftete 1992 S.K.H. Carl Herzog von Württemberg und dotierte ihn mit DM 20000,-. Der Preis kann verliehen werden an Personen, die mit ihrem Werk maßgeblich zum Verständnis des deutschen Südwestens beigetragen haben, die wichtige Studien über Ludwig Uhland vorgelegt oder sich auf dem Gebiet der Mundartforschung und Mundartdichtung ausgewiesen haben. Dr. Arno Ruoff ist zweifellos der beste Kenner der Mundartverhältnisse in Baden-Württemberg.

durch die Aufnahme unserer inzwischen verwaisten Arbeitsstelle in sein Tübinger Ludwig-Uhland-Institut. Ihm gilt mein ganz besonderer Dank.

Schwäbisches Wörterbuch und Schwäbischer Sprachatlas – Tonbandaufnahmen und Transkription

Die letzten beiden Jahrzehnte unserer Arbeit gingen also im Rahmen der Universität Tübingen vor sich, die dafür eine Planstelle und geringe Nebenkosten finanzierte. Ein Mehrfaches an Mitteln verdanken wir vielen externen Geldgebern, allen voran der Deutschen Forschungsgemeinschaft, in den letzten Jahren auch dem Land Vorarlberg und dem Fürstentum Liechtenstein, denn unser Untersuchungsgebiet umfasst außer dem ganzen Bundesland Baden-Württemberg auch Bayerisch-Schwaben und eben die südlichen Nachbarländer.

Alle unsere Tonbandaufnahmen sind transkribiert, aus diesen Texten sind viele Millionen von Belegen zu einzelnen Spracherscheinungen (etwa zu den einzelnen Wortarten) exzerpiert und kategorisiert worden als Grundlage für unsere geleisteten und viele weitere mögliche Forschungsarbeiten. Einige hundert studentische Hilfskräfte haben zum Fundus der TA beigetragen; viele aus Drittmitteln bezahlte wissenschaftliche Mitarbeiter haben – oft jahrzehntelang – in verschiedenen Projekten der TA gearbeitet. Ihnen allen habe ich zu danken! Ich hätte viele einzeln zu nennen – aber ich beschränke mich darauf, eines Mannes besonders zu gedenken, an dessen Arbeit wir gemeinsam die neu entwickelten Methoden erprobten und der mit Geduld, Einfallsreichtum und Humor half, das Analyseverfahren immer weiter zu verfeinern, bis seine Arbeit über den Gebrauch der *Satzkonjunktionen in gesprochener Sprache* als Vorbild aller folgenden Dissertationen gelten konnte: meines lieben, im vergangenen Jahr verstorbenen Kollegen Fritz Eisenmann.

In allen unseren Arbeiten haben wir uns der Tradition der württembergischen Mundartforschung verpflichtet gefühlt: Ludwig Uhland war der erste Inhaber des neu gegründeten Lehrstuhls für Germanistik an der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen. Sein Nachfolger, Adelbert v. Keller, konnte der Einladung der Universität zur Geburtstagsfeier König Wilhelms im Jahr 1855 eine *Anleitung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes* beifügen. Sein Aufruf fand tausendfach Gehör, was ihm eine Zettelsammlung von etwa 400 000 Belegen brachte. Fünf Jahre später stellte Keller für die Jahresarbeiten der württembergischen Volksschullehrer die Beschreibung der jeweiligen Ortsmundart als Thema. 400 Aufsätze dieser Art stellen die erste

flächendeckende Mundartbeschreibung in Deutschland dar. Diese Materialien bilden für Kellers Nachfolger Hermann Fischer die Grundlage für sein *Schwäbisches Wörterbuch* und für seine *Geographie der schwäbischen Mundart* («schwäbisch» beide Male im Sinne von «württembergisch» zu verstehen, denn es waren ebenso die fränkischen Landesmundarten wie die alemannischen einbezogen): das *Wörterbuch* verzeichnet alle Wörter, die nur in der Mundart vorkommen oder dort eine besondere Bedeutung haben, die *Geographie* gibt in einem Atlas ortsgenau die Aussprache aller Laute der Landesdialekte an, ob man etwa für «breit» *broat, broit, bräät, braait* oder *braat* sagt. Die *Geographie* erschien 1895, bald darauf kamen die ersten Lieferungen des 1936 vollendeten sechsbändigen Wörterbuchs, beide sind noch heute gültige und unentbehrliche Beschreibungen.

Neben Fischer erkundete Karl Bohnenberger in zahllosen Fußmärschen die schwäbisch-alemannischen Mundarten bis jenseits des Monte Rosa in den alten Walsersiedlungen. 1921 wurde er ordentlicher Professor, die Universität hatte damit neben Fischer noch einen zweiten Ordinarius, dessen Hauptarbeitsgebiet die Landesmundarten waren. Hunderte von Beschreibungen einzelner Orts- und Landschaftsdialekte oder Erörterungen einzelner Fachprobleme stammen von ihm oder seinen Schülern. Außerhalb der Universität war es vor allem Karl Haag, der treffliche Mundartbeschreibungen herstellte und vor allem im Disput mit Fischer und Bohnenberger die dialektologische Theoriebildung förderte.

Warum aber nun trieben sie und treiben wir Mundartforschung? Warum interessiert es uns, wie die Leute überall reden? Die Forschungen des letzten Jahrhunderts wurden beherrscht vom sprachhistorischen Interesse. Man hatte bemerkt, dass unsere Mundarten sich in den letzten Jahrhunderten nur wenig verändert haben und dass sich an ihnen die Geschichte der deutschen Sprache zurückverfolgen ließ. Die gefundenen Dialektunterschiede gaben Anlass, nach ihrer Begründung zu fahnden. Waren es die alten Stämme der Völkerwanderungszeit, die den Mundarten seit alters ihre Namen gegeben hatten, oder waren es die mittelalterlichen Territorialgrenzen, denen die Sprachabgrenzungen folgten? Der Streit währte ein halbes Jahrhundert. Und beide Seiten behielten recht: Wir sehen auch heute noch einschneidende Sprachgrenzen in der Gegend der alten Stammesgrenzen liegen, denen keinerlei spätere politische Grenzen gefolgt sind, so etwa in der Dreistammesecke im Nordosten unseres Landes am Hesselberg. Und wir finden umgekehrt die schärfste Mundartgrenze in Württemberg zwischen Tübingen

und seinem Stadtteil Hirschau, nämlich auf der Grenze zwischen dem alten Herzogtum Württemberg und vorderösterreichischem Gebiet.

Auf einen noch tieferen Sinn der Mundartforschung weist schon Keller im ersten Satz seiner *Anleitung* von 1855 hin: *Es ist längst anerkannt, welche hohe Bedeutung die Kenntnis der Sprache eines Volkes und der Mundart eines Volksstammes für die Beurteilung des Volkscharakters hat; die Sprache ist ein Theil des Volkslebens selbst und das Mittel, wodurch sich das Dasein des Einzelnen und der Gesamtheit in allen seinen Regungen und Strebungen zur Äußerung bringt und dem das Volk den Stempel seines eigensten Wesens aufdrückt.* Kommen wir also dem Wesen des Einzelnen und einer Sprachgemeinschaft näher, wenn wir mehr von ihrem Sprechen wissen?

*Menschen reden anders als sie schreiben –
Männer sprechen und präzisieren anders als Frauen*

Die Untersuchungen der TA fördern jede für sich sehr präzise zu Tage, wie sehr anders die Menschen reden als sie schreiben, in welcher Weise etwa das Tempus-System in der Verb-Konjugation unserer Mundarten sich von demjenigen der Schriftsprache unterscheidet: das Imperfekt *ich war* gibt keinerlei zeitlichen Unterschied an zum Perfekt *ich bin gewesen*, vielmehr hat es mehrere wichtige stilistische Funktionen: man benutzt es, um Besonderes im Redefluss herauszuheben, Überraschendes zu vermerken oder Allgemeingültiges und Abschließendes zu postulieren: *So war das!* Das Futurum dient in der Regel nicht dazu, Zukünftiges anzuzeigen, sondern vielmehr, eine Vermutung auszudrücken: *du wirst ihm gefallen!*; *du wirst ihn geärgert haben!* Das Präsens weist nicht nur auf die Gegenwart, sondern ebenso auf Vergangenes wie auf Zukünftiges wie auf Allzeitiges: *ich fahre gestern nach Stuttgart, ich fahre heute ..., morgen ..., immer...* Den Hopi-Indianern hat man vorausgesagt, dass ihre Sprache (und damit im Grunde genommen auch, dass ihr Stamm) nicht lebensfähig sei, weil sie kein Tempus-System in ihren Verbformen entwickelt haben. Es geht ihnen also genauso elend wie den Schwaben. Man muss nun nur danach suchen, durch welche anderen sprachlichen Mittel als durch die Konjugation in beiden Sprachen zeitliche Bezüge hergestellt werden, etwa durch Zeitadverbien, durch die Satzstellung oder wie sonst.

In unseren Untersuchungen wird analysiert, welche Spracherscheinungen in welcher Häufigkeit in welcher Landschaft, bei welchem Geschlecht, in welcher Berufs- oder Altersgruppe, in welcher Situation gebraucht werden. So zeigen sich im Verbgebrauch

deutliche landschaftliche Unterschiede: Das Imperfekt nimmt von Norden nach Süden ab, hinter der Landesgrenze nach Vorarlberg verschwindet es ganz. Umgekehrt nimmt nach Süden der Konjunktivgebrauch stark zu: in Vorarlberg und besonders in Liechtenstein behält man den Konjunktiv in der indirekten Rede über lange Erzählungen hinweg bei: «Er hat gesagt, er *sei* gekommen und *habe* gesehen ...» So zu sprechen bedeutet eindeutig Distanz zum Referierten, man identifiziert sich nicht einfach mit der Aussage; die gen Süden starke Zunahme des Konjunktivgebrauchs zeigt allerdings auch die höhere sprachliche Sensibilität der dortigen Alemannen an. Früher war dieser Konjunktiv wohl auch bei uns häufiger. Man denke an den Buben in dem Gogowitz, der zu 's Professors geschickt wird, um seines Vaters Fernbleiben von der Gartenarbeit zu entschuldigen: «'n Gruß vom Vatter, er *kenn'* heut' net komma, er *häv'* se' g'henkt!»

Auch beim Gebrauch der Satzkonjunktionen zeigen sich Unterschiede von Nord nach Süd, dabei aber auch ein sehr aparter sozialer Sprachgegensatz: Die häufigste Satzkonjunktion im Schwäbischen ist nicht – wie in den anderen Landschaften – *und*, sondern *na* anstelle des schriftsprachlichen *dann*. In Vorarlberg ist es umgekehrt: dort ist *dann* eine der häufigsten Konjunktionen, während das *na* aus-

IDIOMATICA

Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle
„Sprache in Südwestdeutschland“

Band 1

Arno Ruoff

Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache



Max Niemeyer Verlag
Tübingen

schließlich dem so geheißenen «Bödeledeutsch» angehört, der Sprache der Oberschicht, die sich darin – wie auch sonst öfters – nicht an der Schriftsprache, sondern am Schwäbischen orientiert.

Die Sprache der Frauen unterscheidet sich vielfach von derjenigen der Männer: Frauen sprechen schneller, aber sie bilden kürzere Sätze, brauchen also mehr Satzkonjunktionen. Frauen haben ein ganz anderes Arsenal an Einschränkungformeln; Frauen formulieren bedachter, sie versprechen sich seltener; Männer haben den Drang, alle möglichen referierten Ereignisse möglichst genau zu datieren, sie tun das fünfmal so oft wie Frauen, in manchen Themenbereichen sogar zehnmal so oft!

Hintergründiges offenbart der Gebrauch des Wortes *man*. Es hat viele Funktionen, man gebraucht es, wenn man ein Subjekt nicht kennt oder nicht nennen will, man kann sich selber damit meinen oder die anderen («So, ist *man* auch da?!»), vor allem aber wenn diese anderen zu etwas aufgefordert werden sollen («... *man* müsste jetzt ...»). Eberhard Zwirner erzählte die schöne Geschichte vom Sohn einer ihm befreundeten jüdischen Familie, der fast bis ins Schulalter hinein meinte, er heiße *Mr*: «*Mr* muss jetzt aufräumen», «*Mr* muss abdecken», «*Mr* muß abtrocknen helfen», «*Mr* muss jetzt ins Bett».

Das *man* ist auch das Subjekt der Kochrezepte («*man* nehme») wie der allgemeinen Gebrauchsanweisungen. Um den letzten württembergischen König ranken sich etliche Anekdoten; eine der hübschesten finde ich die: Der König begegnet auf einem Spaziergang in Bebenhausen zwei Buben, die grüne Zwetschgen vom Baum holen. Er ermahnt sie, die seien doch noch gar nicht reif, die könne man doch noch gar nicht essen, aber er wird belehrt: «Oh, Majeschät, *mer* wärglet se!» So hilft *man* sich! Denn das *man* ist in allererster Linie ein Subjekt der Allgemeinheit, der Allgemeingültigkeit: was *man* tut, ist das, was schon seit jeher alle zum betreffenden Zweck oder zum betreffenden Zeitpunkt tun mussten oder getan haben. Diesem *man* übrigens unterwirft sich die Frau leichter als der Mann, sie gebraucht das Wort in dieser Funktion jedenfalls viel häufiger als er; freilich gilt natürlich auch für ihn die Verpflichtung des normgerechten Verhaltens, wenn Sitte und Brauch es vorschreiben, vielleicht sogar wider die Vernunft, wie das Sprichwort sagt: «Wo 's der Brauch ist, legt *man* die Kuh ins Bett!»

Unsere Mundarten: letzte Kennzeichen der Eigenart – Eine Zukunft für die Mundartforschung im Land?

An diesen paar Beispielen wollte ich Ihnen einen kleinen Einblick in unsere Arbeiten geben. Was *nicht*

in unseren Statistiken steht, sind die vielen Erlebnisse unserer Kundfahrten, die Begegnungen mit den vielen Menschen, denen wir unsere Aufnahmen verdanken, und die Erkenntnisse über ihr Verhältnis zur eigenen Sprache: Fast jeder Mensch im Land verfügt über zwei oder mehr Sprachregister, die er je nach Situation zieht: Mundart – Umgangssprache – Schriftsprache. Entgegen verbreiteter Meinung ist dabei den Leuten ihre eigene Mundart immer wichtiger geworden. Das lässt sich leicht erklären, denn unsere Mundarten sind die letzten Kennzeichen örtlicher oder regionaler Eigenart, nachdem alle früher unterscheidenden Merkmale im Ortsbild, im Hausbau, in der Tracht oder in den Bräuchen vereinheitlicht oder abgegangen sind. Nur durch unsere Sprache sind wir andere als die anderen; die Mundart ist die letzte Bastion des Wir-Bewusstseins, sie bildet den Kern des Zusammengehörigkeitsgefühls. Natürlich ist die Schriftsprache unverzichtbar als deutsche Gemeinsprache, natürlich hat sie ihren ungemeinen Wert als Sprache des Geistes, der Wissenschaft, der Abstraktion. Aber die Mundart bleibt doch immer die Sprache der Nähe, der Vertrautheit, der Familie, der Heimat, die Sprache der «Herztöne», aus der – wie Goethe einmal sagte – *so eigentlich die Seele ihren Atem schöpft*. Wir müssen beiden Sprachformen – Schriftsprache und Mundart – ihre Eigenart und ihr Eigenrecht zugestehen.

Meine Damen und Herren! Meine Dankrede hat ein betrübliches oder zumindest bedenkliches Ende: Es ist so schmerzlich wie unverständlich, dass die Universität Tübingen bei meinem Abschied vor vier Jahren die einzige Stelle, in der die Tradition der württembergischen Mundartforschung mit neuen Mitteln fortgeführt wurde, gestrichen hat. Natürlich gilt das humanistische Ideal der Einheit von Forschung und Lehre für die Universität nur noch eingeschränkt: Naturwissenschaftliche Forschung findet längst außerhalb der Universität in Laboratorien der Industrie statt, die daraus ihren Nutzen zieht. Wer aber kann klingende Münze aus der Dialektologie schlagen?

Wenn unsere Arbeit tatsächlich nicht mehr von der Universität getragen werden sollte, müssen wir darauf hoffen, dass sich auch für unsere Forschungen ein Geldgeber außerhalb findet, sei es eine Landesstelle oder eine Stiftung oder ein Unternehmen, das daraus keinen unmittelbaren Nutzen erwartet, aber vielleicht nützliches Prestige aus der Förderung einer Arbeitsstelle, von der viele weitere wichtige Erkenntnisse über die hier zu Lande gesprochene Sprache zu erwarten sind. – Euer Königliche Hoheit, Herr Prorektor, sehr geehrte Vertreter des Landes: Ich lege Ihnen diesen Gedanken ans Herz!